

POSTWACHSTUM UND LANDWIRTSCHAFT

Mein Garten

ist ein essbarer, ein blühender, ein wilder Garten.

Ein Garten der Liebe, ein Paradies, ein Zuhause,
ein Ort sich zu entfalten, zur Ruhe zu kommen
und Kraft zu tanken.

Und was ich hege und pflege, das wächst und gedeiht.

Rosa Gonzelez, Solawi-Gemüsegärtnerin

Die Schweizer Landwirtschaft wächst nicht, sie schrumpft.¹ Seit Jahrzehnten sinkt ihr Anteil am BIP, sinkt die Zahl der Betriebe sowie die Zahl der Beschäftigten, sinkt die landwirtschaftliche Nutzfläche, die Zahl der Nutztiere und die Wertschöpfung. Und – positiv – es schrumpft ganz leicht der Ausstoss von Treibhausgasen. Wachsen tut die Schweizer Landwirtschaft bei der Hühnerhaltung (massiv!), bei der Durchschnittsgrösse der einzelnen Betriebe – und: beim Direktzahlungsbezug. Immerhin wächst auch der Anteil der Biobetriebe und deren Absatz.

Obwohl sie selber schrumpft, die Landwirtschaft trägt zum Wirtschaftswachstum bei, durch die vorgelagerten Betriebe (Agrarchemie und -technik, Stallsysteme usw.) und indem sie Rohstoffe liefert für andere Branchen (u.a. Lebensmittelindustrie). So unterliegt auch sie den Wirkungen des Wachstumsdrangs: Sie wird industrialisiert und rationalisiert², Maschinen werden grösser und schwerer, Arbeiten werden ausgelagert, die Verarbeitung ist zentralisiert und der Verkauf erfolgt über Grossverteiler. Die Arbeit mit Pflanzen und Tieren rückt in den Hintergrund. Viele Bäuerinnen und Bauern haben noch nie von ihrem eigenen Getreide gegessen. Wie André Gorz (2009: 84) schreibt, dominiert eine Gesellschaftsform,

in der wir nichts selber herstellen, was wir für unseren Lebensunterhalt brauchen, und nichts von dem brauchen, was wir herstellen.

ÖKOLOGISCHE UND SOZIALE KRISE

Die mit der Industrialisierung einhergehenden Probleme sind bekannt: Ausräumung der Landschaft, Bodenverdichtung und -erosion, Verlust von Biodiversität, zu hohe Tierbestände und entsprechende Überdüngung, hoher Pestizid- und Antibiotikaeinsatz und vieles mehr. Dabei steckt die Landwirtschaft nicht nur in einer ökologischen, sondern auch in einer sozialen Krise: Der globalisierte Lebensmittelmarkt führt weltweit zu ungerechter Verteilung und prekären Arbeitsbedingungen. Die Schweizer Bäuerinnen und Bauern sind auf Saisonarbeitende angewiesen: Während der Pandemie 2020 konnten ausländische Arbeitskräfte nicht einreisen, der Ersatz gestaltete sich schwierig. Arbeitsverträge unterliegen in der Landwirtschaft weder dem Arbeitsgesetz, noch existiert ein Gesamtarbeitsvertrag. Die durchschnittliche Arbeitszeit liegt bei über 50 Stunden pro Woche. Familienangehörige (insbesondere Frauen) arbeiten mehrheitlich ohne soziale Absicherung, da sie weder als Betriebsleiterinnen gelten noch angestellt sind. Hinzu kommt eine unbekannte Zahl von illegal Beschäftigten.

Wenn so viele Aspekte zugunsten der Produktivität auf der Strecke bleiben, dann würde man annehmen, dass sie wenigstens effizient ist. Aber schlussendlich wird in der Landwirtschaft mehr Energie eingesetzt, als in Form von Kalorien gewonnen wird.

Aktuell wird viel Hoffnung in die Digitalisierung gesetzt – aber verbessert sich dadurch die Energiebilanz? Und wollen wir uns lieber mit Computerprogrammen rumschlagen und Roboter warten, anstatt selber draussen tätig zu sein?

Im vorliegenden Artikel werden Möglichkeiten einer ökologischen und sozialen Transformation der Landwirtschaft aufgezeigt. Eine ökologische Landwirtschaft kann sehr wohl die Welt ernähren (vgl. Dyttrich 2019)³ und ist auch vom Aufwand her praktikabel. Studien zeigen, dass die Gesamtkosten ähnlich hoch sind wie in der konventionellen Landwirtschaft: höhere Arbeitskosten zwar, dafür niedrigere sonstige Inputkosten (Rosa-Schleich et al. 2019). Wir stellen unsere Erfahrungen mit einem Betrieb der solidarischen Landwirtschaft (Solawi) vor und zeigen auf, wie eine gesamtgesellschaftliche Alternative gestaltet werden könnte.

EFFIZIENZ

«Woran liegt es, dass die moderne Vorstellung von Produktivität so oft ein Muster für das ist, was eigentlich die *Zerstörung* der natürlichen Produktivität eines Ökosystems bedeutet?», fragt Jenny Odell in ihrem Buch «Nichts tun».

Effizienz und Produktivität sehen ganz anders aus je nachdem, ob sie kurz- oder langfristig ausgerichtet sind. Nachhaltige Produktivität und Effizienz erzielen potenziell unendliche Erträge, denn sie berücksichtigen die Regeneration der Ressourcen über eine theoretisch unendlich lange Zeit. Wenn hingegen Produktivität und Effizienz auf kurze und mittlere Frist maximiert werden, so laugt dies die betreffende Ressource aus. Irgendwann nützt auch immer noch mehr Technik und Energie nichts mehr.

Es gibt Betriebe, die ihren Idealen treu bleiben. Beispielsweise ein Bergbetrieb mit weitgehender Selbstversorgung, Arbeit von früh bis spät mit eigenem Gemüsegarten, Muttertierhaltung, Ziegen die gemolken werden, Milchverarbeitung, Hühner, Obst etc. Es ist eine konsequente Lebensweise, aber kein gesamtgesellschaftliches Modell. Die Konsument*innen kennen den Aufwand hinter den Nahrungsmitteln nicht und oft fehlt entsprechend die Wertschätzung.

WER IST LANDWIRTSCHAFT?⁴

In einer Postwachstumsgesellschaft kann nicht mehr gelten, was wir heute als produktiv und effizient ansehen. Das Selbstverständnis und Berufsbild der Bäuerinnen und Bauern muss revidiert werden.

Warum spricht man in der Landwirtschaft vom Boden meist als Produktionsfläche? Bei Maschinen und Pflanzenschutzmitteln rutscht die Begrifflichkeit direkt ins Militärische: «Grösser, schwerer, stärker – Schweizer Bauern rüsten auf» und erhöhen damit ihre «Schlagkraft». Schädlinge werden bekämpft und erfolgreich vernichtet.

Auf der Seite des Verbands Schweizer Gemüseproduzenten findet sich der Videoclip «Berufsbild: Gemüsegärtner».⁵ Ein junger Mann erzählt von seiner Arbeit auf dem Lehrbetrieb. Man sieht Marco im Gewächshaus, in der Abpackhalle am Fließband, in der Traktorkabine, mit dem Stapelfahrer im Lager – Kontakt zum Boden gibt es kaum. Dieses Berufsbild passt zu einer Landwirtschaft, die sich den Ansprüchen des Supermarkts verschrieben hat. Das ganze Jahr über werden Tomaten und grosse Mengen zum kleinen Preis erzeugt.

Das Eingangszitat vermittelt hingegen ein Bild der Landwirtschaft als Care-Arbeit. Landwirt*innen müssen nicht zu den viel zitierten «Landschaftsgärtner*innen» werden, aber sich am Lebendigen orientieren. Pflanzen wachsen (und vergehen) im Kreislauf. Wir können sie pflegen und ihr Wachstum positiv beeinflussen. «Produzieren» im eigentlichen Sinne können wir weder Karotten noch Getreide und schon gar keine Kälber.

Im Buch «Tätigsein in der Postwachstumsgesellschaft» wird aufgezeigt: Will sie ökologisch und sozial wirtschaften, müssen wieder mehr Menschen in der Landwirtschaft arbeiten. Gottwald et al. kommen zum Schluss, «dass bislang keine landwirtschaftliche Praxis deutliche ökologische Vorteile erbringt, ohne

dass dies mit einem erhöhten Arbeitseinsatz verbunden wäre» (Gottwald et al. 2019: 165). Denkbar sind dabei auch Teilzeit-Modelle, also Menschen, die sowohl in der Landwirtschaft als auch in anderen Bereichen tätig sind.

SOLAWI

Solidarische Landwirtschaft ist ein Modell dafür. Sie wird bereits seit Jahrzehnten in vielen kleinen und grösseren Betrieben weltweit praktiziert. Solawi basiert auf einem Zusammenschluss von Produzent*innen und Konsument*innen, meist als Verein oder Genossenschaft. Sie vereinbaren eine enge Kooperation oder bewirtschaften direkt gemeinsam einen Betrieb. Im Gegensatz zu den «klassischen» selbstverwalteten Betrieben wie die Kollektiv-Beiz muss sich eine Solawi nicht am Markt beweisen und ist nicht den täglichen Umsatzschwankungen ausgesetzt. Sie basiert auf dem Prinzip der Genossenschaft als Selbsthilfeorganisation.

Die Solawi-Prinzipien:

Partizipation – Die Konsument*innen tragen den Betrieb mit. Sie beteiligen sich aktiv an der Entscheidung, was mit welchen Methoden und unter welchen Bedingungen erzeugt werden soll. Durch die praktische Mitarbeit im Betrieb und die persönlichen Erfahrungen wird die Wertschätzung für die bäuerliche Arbeit und die Lebensmittel gefördert.

Kontinuität und Verbindlichkeit – Konsument*innen und Landwirt*innen schliessen sich längerfristig zusammen. Man weiss, für wen angebaut und geerntet wird, die Mitgliedschaft dauert mindestens ein Jahr. Die Vermarktung entfällt und die Nahrungsmittel kommen frisch und ohne Verluste bei den Konsument*innen an.

Betriebsbeitrag – Solawi schafft die Produktpreise ab und finanziert direkt die Produktion: Die Mitglieder bezahlen Betriebsbeiträge oder vereinbaren mit den Landwirt*innen Flächenpauschalen, die die vollen Betriebskosten decken. Dies ermöglicht eine Risikoteilung, entlastet die Landwirt*innen vom Preisdruck und sichert ihr Einkommen.

Es muss nicht alles aus der Region sein, Solawi kann auch mit der Welt vernetzen.⁶ Selbst auf andere Branchen könnten die Solawi-Prinzipien anwendbar sein. Es geht um demokratische Wirtschaft und Partizipation, um Gebrauchs- statt um Warenwert.

Solawi fördert den Austausch und bietet soziale Treffpunkte. Gleichzeitig ist sie ein Modell für die Lebensmittelversorgung und geht damit über Urban Gardening und Gemeinschaftsgärten hinaus. Meist sind zwischen 100 und 300 Haushalte als Mitglieder beteiligt.

In Solawi-Betrieben finden sich schon heute Ansätze, die eine Postwachstumsgesellschaft generell ausmachen könnten:

- Multiaktivität, es gibt nicht mehr nur Lohnarbeit, verbreitetes Engagement in Genossenschaften und Netzwerken für den eigenen Lebensunterhalt
- Selbstverwaltete Betriebe, demokratische Wirtschaft, bedarfs- statt profitorientiert, alles verwerten/Ressourcen schonen
- Lebensräume mit vielseitigen Qualitäten statt ausgeräumten Landschaften und Shoppingstrassen, die nach Ladenschluss veröden. Auf Solawi-Feldern können wir Gemüse anbauen und gleichzeitig Biodiversität fördern und Begegnungsorte schaffen.

Die Abstimmungen vom 13. Juni 2021 über die Pestizid- und Trinkwasser-Initiative haben verdrehte Haltungen zutage gebracht. Die Trinkwasser-Initiative war quasi eine Abschrift der Richtlinien des schweizerischen Biobauernverbands Biosuisse. Trotzdem hat derselbe Verband die Initiative zur Ablehnung empfohlen. Absurd? Trotz des idealistischen Ursprungs des Biolandbaus: Auch die Biobäuerinnen und -bauern sind in der Wachstumslogik bedroht durch Konkurrenz und Importe. Also wollen sie lieber die Nische bewirtschaften, in der sie sich befinden, als eine wirkliche Veränderung zu riskieren.

Mit direkter Versorgung und Kooperation – wie in der Solawi – entfällt die Angst vor Importen und vielen weiteren ökonomischen Risiken. Angehende Solawi-Landwirt*innen müssen sich eher fragen: Wie schmeckt, was ich verkaufe? Würde ich es essen wollen? Solawi-Betriebe stellen fast immer auf bio um. Während die heutige Landwirtschaft ihre «Produkte» weitgehend zu einer Ware macht, die der Marktlogik untersteht, funktioniert Solawi nach dem Motto «Sich die Ernte teilen». Die Erzeugnisse verlieren ihren Preis und gewinnen ihren Wert zurück.

EIN PRAXIS-BEISPIEL: DIE GEMÜSEKOOPERATIVE ORTOLOCO

Rund 240 Haushalte bewirtschaften einen Acker auf dem Fondli-Hof und bauen das ganze Jahr über eine grosse Vielfalt an Gemüse und Kräutern an. Die Ernte wird wöchentlich verteilt, via Quartierdepots in Dietikon und Zürich. Viel Handarbeit ist gefragt. Der ganze Zyklus findet im Betrieb statt: von der Aussaat über die Anzucht eigener Setzlinge bis hin zur Ernte und Verteilung an die Haushalte. ortoloco ist als Genossenschaft organisiert. Alle rund 500 Leute, die mitmachen, sind Mitglieder und kaufen einen Anteilschein. Damit wird die Infrastruktur finanziert, unabhängig von externen Geldgebern. Die laufenden Kosten werden nicht durch Produktpreise, sondern über den sogenannten Betriebsbeitrag gedeckt: Die Mitgliedschaft dauert mindestens ein Jahr, das Jahresbudget wird auf alle aufgeteilt – aktuell pro Person CHF 600.– im Jahr. Der Betrieb ist vollständig

vorfinanziert, so können sich die Fachkräfte auf einen sinnvollen Anbau konzentrieren, ohne sich über Rentabilität und Vermarktung Gedanken machen zu müssen. Gleichzeitig wird eine demokratische Mitbestimmung bei der Budgetierung und Planung ermöglicht.

Ob für den Markt oder für die direkte Versorgung gesät und geerntet wird, macht einen grossen Unterschied. Die Rentabilität einzelner Kulturen relativiert sich. Eine gute Fruchtfolge und Vielfalt sind wichtig. Gängige »Ausschussware« – kleines, unförmiges oder sehr grosses Gemüse – wird aus dem eigenen Garten gern verwertet. Die Konsument*innen sind Beteiligte und tragender Bestandteil des Betriebs. Das befreit von «Sachzwängen» und gibt die Freiheit, so zu wirtschaften, wie es die Beteiligten für sinnvoll erachten.

ortoloco hat drei angestellte Gärtner*innen, die je 50 Prozent arbeiten, Jahresarbeitszeit. Alle Mitglieder packen mit an und übernehmen so rund zwei Drittel der anfallenden gesamtbetrieblichen Aufgaben: Feldarbeit, Projektgruppen, Infrastruktur, Kochen an Aktionstagen bis hin zu Administration oder Wochenenddienst... Weil sich die Aufgaben alle teilen, gibt das pro Person und Jahr fünf Halbtageseinsätze – eine ziemlich gute Bilanz für einen eigenen Garten!

Voraussetzung ist die Bereitschaft der Städter*innen, sich mit Landwirtschaft auseinanderzusetzen und einen Beitrag zu leisten – dies ermöglicht gute Arbeitsbedingungen und einen ökologischen Anbau, ist aber auch eine Horizonterweiterung und oft willkommene Abwechslung zur eigenen Lohnarbeit. Auf dem Solawi-Acker wird die Gemeinschaft gepflegt. In der Gruppe können Tausende von Zwiebeln effizient von Hand gepflanzt und später gejätet werden – am besten in der Abendsonne und begleitet von inspirierenden Gesprächen. Unser Eindruck ist, dass diese Form der Landwirtschaft am ehesten glücklich macht.

Die elfjährige Praxis der Gemüsekooperative ortoloco zeigt, dass mit dem Solawi-Modell viele Nachhaltigkeitsziele erreicht werden können:

- alles verwerten, Foodwaste/Überproduktion vermeiden, kurze Transportwege, Saisonalität;
- Landwirt*innen haben mehr Zeit für einen ökologischen Anbau, die Mitarbeit der Mitglieder ermöglicht eine geringe Mechanisierung;
- eigene Setzlingsanzucht, samenfeste Sorten, torffreie Erde;
- Kompost und Gründüngung, wenig Handelsdünger;
- vergleichsweise kleine Tunnelflächen;
- Öko-/Klimabilanz: trotz zurückhaltender Düngung und Bewässerung sind die Erträge gut, weil alles verteilt wird;
- Umweltbildung innerhalb der Genossenschaft: durch die Mitarbeit erhalten die Beteiligten einen engen Bezug zur Landwirtschaft; Ökologie und gute Arbeitsbedingungen werden gleichzeitig stark gewichtet;

- Netzwerk, Beziehungen, Begegnungen, Selbstbestimmung, Sharing-Economy. In selbstverwalteten Betrieben wird viel diskutiert. Die einzelnen Mitglieder üben ihre Fähigkeiten beim Argumentieren, Moderieren ebenso wie beim Zuhören. Dies sind zentrale Elemente für das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft.

Bis 2020 war ortoloco als Gemüse-Betriebszweig zu Gast auf einem Biobauernhof. Seit 2021 wird der ganze Hof als Solawi bewirtschaftet. Es gibt nun für die rund 500 Mitglieder zum Gemüse auch Obst, Getreide, Tofu, Eier und Fleisch. «In einer ökologischen Landwirtschaft ergänzen Tiere die Menschen, sie konkurrenzieren sie nicht. Sie fressen das, was Menschen nicht essen – Gras, Stroh und Erntereste – und geben den Menschen Nahrung, Energie und Dünger.» (Shiva/Dyttrich 2009)⁷ Dabei werden Tiere nicht mehr zum Konsum «produziert», sondern sind Teil einer Kreislaufwirtschaft und tun darin, was ihrer Art entspricht. Ob es ortoloco gelingt, als Hof-Solawi auch die Nachhaltigkeitseffekte auf den ganzen Hof zu übertragen, wird die Zukunft zeigen – es ist für die Schweiz ein Pionierprojekt.

WAS KÖNNTE DAS GEMEINWESEN TUN?

Der Bund, die Kantone und Gemeinden finanzieren seit vielen Jahren Massnahmen zur Förderung der Biodiversität und gleichzeitig Aktivitäten, die die Biodiversität wiederum schädigen. Dies zeigt eine Studie von Forschenden unter anderem der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL (Lässig/Falk 2020).

Es wird viel Geld ausgegeben zur Gesundheitsförderung, zum Beispiel für mehr Bewegung, weniger Zucker. Gleichzeitig wird der Zuckerrübenanbau massiv subventioniert, obwohl er durch den hohen Pestizideinsatz und die schweren Erntemaschinen sich nachweislich negativ auf Boden und Umwelt auswirkt (Eichenberger 2017).

Stattdessen könnte die Stadt Verteilstrukturen fördern und die lokale Verarbeitung. Ein Beispiel ist der Supermarché Participatif Paysan in Genf – ein selbstverwalteter Laden, der von Produzent*innen und Konsument*innen gemeinsam betrieben wird.

Die heutige Politik geht davon aus, dass Freihandel unumgänglich ist und Energie bis auf absehbare Zeit so günstig bleiben wird, dass es sich «lohnt», Nahrungsmittel, auch Frischprodukte, in grossen Mengen kreuz und quer durch die Welt zu transportieren. Diese Haltung ist nicht realistisch (Dyttrich 2019; vgl. auch Mahnkopf 2021).

Angesichts der sachlichen Dringlichkeit einerseits und der trägen, von Partikularinteressen geprägten Tagespolitik andererseits braucht es neue Formen der direkten Demokratie, wie sie beispielsweise mit Prozessen der

«Deliberative Democracy» entwickelt werden: Die Bewegung geht davon aus, dass Polarisierung das grösste Risiko ist in demokratischen Gesellschaften. Wenn sich die Bevölkerung in zwei politische Lager aufspaltet, kann das den gesamten politischen Prozess blockieren. Politische Systeme, in denen die Partizipation der Bevölkerung nur so weit geht, zu einem Vorschlag Ja oder Nein sagen zu können (ähnlich ihrer Rolle als Konsument*innen im Supermarkt), haben die Tendenz, die Polarisierung noch zu verstärken. Deliberation kommt aus dem Lateinischen und steht für «Beratschlagung» und «Überlegung». In einer Art «Bürgerrat» kommt eine ausgeloste, für die Bevölkerung repräsentative Gruppe zusammen und erarbeitet Lösungen (im Sinne von politischen Vorschlägen) für drängende Probleme. Es ist kein Zufall, dass das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) eine Forschungsgruppe zu diesem Thema hat, denn das umfangreiche Wissen über eine sinnvolle Landwirtschaft und ökologische Prozesse steht in keinem Verhältnis zum Handeln und der tatsächlichen Umsetzung.

LANDWIRTSCHAFT FÜR «DIE ANDERE STADT»

Das Buch »Die andere Stadt« (Widmer 2017) stellt konkrete Handlungsfelder für eine alternative Wirtschafts- und Lebensweise vor. Die Vorschläge im Bereich Landwirtschaft und Lebensmittelversorgung gehen davon aus, dass die Definition von Grenzwerten für die Belastung der Umwelt sowie eine Kopplung des Direktzahlungssystems an ökologische Vorgaben nicht ausreichen. Knapp 30 Prozent der Umweltbelastung der Schweizer Haushalte werden durch die Bereitstellung von Nahrungsmitteln verursacht. Zudem wird rund ein Drittel der Lebensmittel verschwendet. So weiterzumachen, können wir uns nicht mehr leisten. Das Modell der «anderen Stadt» macht deshalb die solidarische Landwirtschaft für die Gesamtbevölkerung zugänglich. Eine bedürfnisorientierte Landwirtschaft, die gelebte Agrikultur, verbessert die Lebensqualität von Landwirt*innen und Städter*innen.

Die Erfahrungen bei ortoloco machen Lust auf solche Commons als Basis für das Zusammenleben und Wirtschaften. In einer Gesellschaft, die oft durch Stress geprägt wird, in der den Menschen ständig vermittelt wird, dass sie nicht genügen, und in der für jede Tätigkeit ein Abschluss oder eine Weiterbildung vorgewiesen werden muss, da sind sich die Leute der Vielfalt an Tätigkeiten und der eigenen Fähigkeiten oft gar nicht bewusst. Wir sind immer wieder erstaunt über das Wissen und Können, das innerhalb der Genossenschaft zusammenkommt. Es sind praktisch alle Berufsgruppen vertreten – Graphik, Zimmerei, Gastronomie, Verarbeitung, Wissenschaft, Musik, Gesundheit, Veterinärmedizin, Maschinenbau, Ingenieurwesen, Bildung, Buchhaltung etc. und es finden sich für jede Aufgabe Leute, die motiviert anpacken, planen und Verantwortung übernehmen. Jede und jeder bringt Stärken ein und lernt Neues dazu. Dabei entsteht ein ungewohnter Begegnungsraum: weder Lohnarbeit noch Freizeitkonsum. Es sind

wohlwollende, interessante Begegnungen und Gemeinschaftserlebnisse. Und immer sieht man ein konkretes Ergebnis wie eine gesenkte Wiese, Kisten voller Gemüse, gejätere Beete.



ANMERKUNGEN

- 1 Bundesamt für Statistik.
- 2 Besonders augenfällig ist die Einführung industrieller Produktionsmethoden bei Intensiv-Mastbetrieben: Man beschafft sich irgendwoher möglichst rationell Futtermittel, Hilfsstoffe und Fremdenergie, produziert möglichst rationell und schnell möglichst viel Tiergewicht und vermarktet dieses. Auch im Gemüsebau dominieren spezialisierte Grossbetriebe mit einer High-Input-Produktion den Markt.
- 3 »Mit den heutigen Konsumgewohnheiten benötigt Biolandbau tatsächlich zu viel Land. Aber Bio kann die Welt problemlos ernähren, wenn weniger Essen verschwendet wird und weniger Nutztiere, vor allem weniger Schweine und Hühner, gehalten werden.« (Dyttrich 2019: 211)
- 4 In der gleichnamigen Ausstellung des Schweizerischen Agrarmuseums Burgrain (www.museumburg-rain.ch) werden die aktuellen Fragestellungen der Landwirtschaft thematisiert und diskutiert: Wie ernähren wir uns, welche Landwirtschaft wollen und brauchen wir?
- 5 www.gemuese.ch/Dossiers/Berufsbildung/Infos-zum-Beruf.
- 6 Vgl. z.B. crowdcontainer.ch, gebana.com, teikeicoffee.org
- 7 »Stroh« ist eventuell eine schlechte Übersetzung aus dem Englischen oder die indischen Kühe sind weniger anspruchsvoll. In der Schweiz liegen die Kühe auf dem Stroh und fressen Gras auch in Form von Heu und Silage.

LITERATUR

- Dyttrich, B. (2019): Thesen zur Agrarökologie in der Schweiz und darüber hinaus, in: Welthandel und Umweltzerstörung, Denknetz-Jahrbuch 2019, Zürich, S. 209–213.
- Eichenberger, M. (2017): Welchen Zucker braucht die Schweiz?, in: Kultur und Politik, H. 1, S. 23–25.
- Gorz, A. (2009): Auswege aus dem Kapitalismus. Beiträge zur politischen Ökologie, Zürich.
- Gottwald, F.-T./Seidl, I./Zahrnt, A. (2019): Tätigsein in der Landwirtschaft. Agrarkultur als Leitkonzept, in: Seidl, I./Zahrnt, A. (Hrsg.) (2019): Tätigsein in der Postwachstumsgesellschaft, Marburg, S. 161–174.
- Lässig, R./Falk, M. (2020): Über 160 Subventionen schaden der Biodiversität in der Schweiz, in: WSL-News 24.8.2020, www.wsl.ch/de/2020/08/ueber-160-subventionen-schaden-der-biodiversitaet-in-der-schweiz.html
- Mahnkopf, B. (2021): «Wir brauchen eine gesteuerte Sparsamkeit», in: WOZ, 15.7.2021, S. 25.
- Rosa-Schleich, J./Loos, J./Mußhoff, O./Tscharnkte, T. (2019): Ecological-economic trade-offs of Diversified Farming Systems. A review, in: Ecological Economics 160, S. 251–263.
- Seidl, I./Zahrnt, A. (Hrsg.) (2019): Tätigsein in der Postwachstumsgesellschaft, Marburg.
- Shiva, V./Dyttrich, B. (2009): «Benutzen Sie Ihre Hände!», in: WOZ, 12.11.2009.
- Widmer, H. (Hrsg.) (2017): Die andere Stadt, Zürich.